

Die Formen neuer Religiosität scheinen mir Negativ-Formen zu sein; sie drücken nur ein Ungenügen, eine Sehnsucht aus, die Unfähigkeit, es in der Rationalität auszuhalten.

Hartmut von Hentig

Das falsche Konfliktgerede

Wer etwas unter die Oberfläche der täglichen Ereignisse zu sehen versucht, wird möglicherweise feststellen, die Kirche durchlebe gegenwärtig eine Zeit der Ruhe: trotz Lefebvre-Syndrom und gelegentlicher Radikaleneinsprengsel im kirchlichen Raum. Die nachkonziliaren Stürme der späten sechziger Jahre haben sich längst gelegt. Vieles, was damals ins Wanken geraten war, steht heute wieder fest auf seinem Platze. Die kirchliche Autorität, nicht die Autorität schlechthin, sondern die der verschiedenen geistlichen Ränge, einst in verqueren Wellenbewegungen von allen Seiten geschüttelt und gerüttelt, konnte sich behaupten und hat sich, wenn auch in bescheiden veränderten Formen und Haltungen, längst wieder durchgesetzt. Kirchenmänner, die damals das Schiffelein Petri unruhig schaukeln sahen oder keinen bestimmten Kurs inmitten des hohen Wellengangs zu erkennen glaubten und verunsichert nach Land riefen, haben längst wieder festen Boden unter den Füßen. Ob es altes oder neues Land ist, ob man selber dieselben geblieben ist oder sich gedreht und gewendet oder verwandelt hat, man weiß sich wieder sicherer; man glaubt auch wieder, festere Konturen erkennen zu können.

Das kirchliche Meinungsklima ist eher entspannt

Daß ausgerechnet in dieser Zeit, ein Unbehagen breiter Bevölkerungsschichten über den Verlust an liebgewonnenen Riten und liturgisch-gottesdienstlichen Gewohnheiten nutzend, sich Scharen von Traditionalisten gegen Rom aufmachen, den Papst des Modernismus und im Dienst der Kirche ergraute Kardinäle der Freimaurerei bezichtigen, und nicht nur das, sondern das gesamte letzte Konzil unter den Tisch wischen möchten: jedenfalls da, wo es nicht gefällt, mit seiner Volkssprache im Gottesdienst, mit seinem Rückgang hinter das 19. Jahrhundert in die Tradition der

Väter, mit seinem nachgeholten Ja nach vorne, zur Religionsfreiheit, zum demokratischen Staat, zum politischen Pluralismus auch innerhalb des einen Glaubens, oder es gar als Teufelswerk brandmarken, ist eher eine pittoreske Erscheinung am Rande der Kirche. Sie wäre keiner langen Überlegungen wert, hätte nicht auch der verbohrteste Christ oder Nichtchrist ein Recht darauf, daß sein Gewissen, oder das, was er für seine Gewissensüberzeugung hält, mit den Mitteln christlicher Liebe ernst genommen wird, und wenn nicht jede Spaltung, so groß oder klein sie sein mag, der Kirche und der Gefolgschaft der Spalter selbst schmerzliche Wunden zufügen würde.

Konfliktreicher wären da schon andere Erscheinungen: die diffusen Übergänge und schrägen Symbiosen von Ideologie und Glaube, die sich in manchen Zonen kirchlichen Lebens zutragen: bei der Jugend, in romanischen Ländern bei Teilen der Arbeiterschaft, soweit sie noch im Blickfeld der Verkündigung und kirchlicher Seelsorge steht, in Teilen des Klerus selbst: die immer wiederkehrende Vermengung und Verwechslung von irdischer Utopie und Reich Gottes, von religiöser und politischer Eschatologie, die diesen oder jenen nichts daran finden lassen, wenn sich sein christliches Zeugnis unter der Hand in einen trivialen Zukunftsglauben auflöst, wenn nur die Ideologie und die Fronten stimmen, die durch die eigene „Klasse“ oder die eigene politische Meinung gezogen sind, gleichgültig ob hinter denselben Fronten menschliche Freiheit, auch religiöse, zertreten wird.

Doch auch dieser Konflikt bezeichnet nicht eine Gesamtlage der Kirche. Er ist ernster zu nehmen als die Obstination von Traditionalistengruppen, weil er sich, ob es sich um Intellektuelle, um Jugend oder Arbeiterschaft handelt, in Milieus abspielt, die der Kirche entweder weitgehend verlorengegangen sind oder noch verlorenzugehen drohen; weil Kirche in ihnen also erst durch eine langwierige missionarische, inkarnatorische Anstrengung der Ein-

wurzelung wieder zum sichtbaren und nicht nur hin- und herdiskutierten und von außen her verwalteten Zeichen des Heils für die dort lebenden Menschen werden kann. Die beiden Texte des französischen Episkopats über das Verhältnis von Christen und Marxisten, die auf den folgenden Seiten vorgestellt werden, lassen dieses viel tiefer gehende Dilemma erkennen. Aber es wäre an der Zeit und an den wirklichen Nöten der Kirche vorbeigeredet, wollte man, an die Klischees und Kleider gewöhnt, die man sich und dem kirchlichen Geschehen nun einmal übergezogen hat, glauben, die inneren Auseinandersetzungen in der Kirche, der Streit von Progressiven und Konservativen, zwischen linken und rechten Christen, religiöse Flügelkämpfe also, seien das, was der Kirche heute am meisten zu schaffen macht. Oder wenn nicht solche schematisierten Flügelkämpfe, dann seien es die auseinanderdriftenden Meinungen der Theologen oder ein beunruhigendes, konfliktträchtiges kirchliches Meinungsklima insgesamt.

Religiöse Flügelkämpfe sind nicht das eigentliche Problem der Kirche

Natürlich gibt es weiter innerkirchlichen Streit, gibt es auch weiter Autoritätskonflikte, divergierende Meinungen in Lehre und Praxis, Unschärfen der Argumentation, Unsicherheiten, die dem einzelnen und der Institution zu schaffen machen, unterschiedliche Windrichtungen, die das sehr heterogene Treibgut moderner kultureller und ideeller Vielfalt und Gegensätzlichkeit auch in der Kirche ablagern. Es gibt nach wie vor Identifizierungsschwierigkeiten mit der Kirche, nicht nur von Laien, die in diesem oder jenem Punkte, in der Auslegung von Lehre und Ordnung, im Sexualbereich, im Eheverständnis etwa, der Kirche distanzieren gegenüberstehen und die deswegen, ob zu Recht oder zu Unrecht sei hier einmal dahingestellt, als distanzierte Christen oder als Christen mit kirchendistanzierter Religiosität und Moral eingestuft werden. Es gibt solche Schwierigkeiten auch in den kirchlichen Kernbereichen; sei es, daß eine bürgerliche Mentalität, die auch Ordensleuten und Geistlichen nicht fremd ist, den vollen fraglosen, gewissermaßen ungedeckten Einsatz für die Kirche, da Erfolgskategorien hier kein Glück versprechen, nicht wagen läßt; sei es, daß Gesetze und kirchliche Verordnungen als so eng und so lebensstötend empfunden werden, daß man daran zerbricht und aufgibt.

Aber auch diese Form innerkirchlicher Erregung ist nicht schlechthin kennzeichnend. Soweit es sich um Autoritäts- und nicht ohnehin um tieferliegende Sachkonflikte handelt, ist nicht nur wieder mehr Ruhe, sondern bei jungen Jahrgängen auch wieder mehr Bereitschaft zur Einordnung und Anpassung eingekehrt; und es hat sich auch einiges wieder konsolidiert: die Zusammenarbeit zwischen den kirchlichen Amtsträgern und den institutionalisierten Räten, die weder zu einer – *horribile dictu* – kirchlichen Rätedemokratie noch zu einer Verwischung des Profils und der Zuständigkeiten des Amtsträgers geführt hat; eher

ist zu wenig Lebendigkeit und bereits nachlassendes Interesse festzustellen, so daß es noch unsicher ist, ob das Experiment auf Dauer gelungen ist. Daß man Ängste, das Profil des Amtsträgers, des katholischen Priesters, könnte nicht nur durch kirchliche Räte, sondern noch mehr durch die Übernahme von immer mehr Diensten durch Laien verwischt werden, dennoch nicht los wird, ist eher ein Zeichen einer innerkirchlichen Verkrampfung und Profilsucht als Ausdruck eines echten soziologischen oder gar theologischen Problems.

Die moderne Exegese hat den Glauben ebensowenig zum Einsturz gebracht wie die Sinnkonkurrenz profaner Orientierungssysteme. Nicht wenigen hat gerade die Exegese – trotz des ständigen Hineinschlitterns in die „bloß“ menschliche, bloß horizontale Dimension im heutigen Bild von Jesus Christus – zu einem existentiell tieferen, das Göttliche im Menschlichen sichtbar machenden Glauben verholfen. Und der in der Kirche lebende Christ glaubt, trotz aller Gegensätze in den theologischen Perspektiven und trotz der Verzweckung durch rein empiristische Modelle der Welterklärung, an Gott als den Schöpfer des Himmels und der Erde – und keine Naturwissenschaft nimmt ihm da im Grunde etwas weg oder fügt ihm etwas hinzu –, an Gottes Heilswirken in Jesus und an die Zuwendung von Gnade und Vergebung durch das Sakrament der Kirche im Heiligen Geist und an ewiges Leben in Gott. Die vielen Bemühungen um sog. Kurzfassungen des christlichen Bekenntnisses zeigen überdies, daß auf der Suche nach der Vertiefung einer den Glauben des einzelnen begründenden und nährenden Hierarchie der Wahrheiten, auch wenn das alles nicht sehr weit gediehen ist, die Theologie im kirchlichen Dienst nicht träge geblieben ist.

Nicht nur eine Beruhigung, sondern eine Konsolidierung zeichnet sich auch *im gesellschaftlichen Bereich* ab. Sosehr der fortschreitende Funktionsverlust der Kirche zu Recht beklagt wird, in verschiedenen gesellschaftspolitisch wichtigen Fragen, in Bildungsfragen, in Fragen der Familiengesetzgebung, selbst in Fragen der Arbeiterschaft artikuliert sich die kirchliche Seite nach langen Jahren des Nachhinkens – in anthropologischen und deswegen die religiöse Dimension unmittelbar berührenden Aussageschichten – wieder deutlicher und vernehmlicher als noch vor Jahren. Jedenfalls ist kein kirchliches oder katholisches Gremium gehindert, sich je nach seinem Vermögen und der Bedeutung der Sache zu artikulieren; der Streit – innen und außen – um die Legitimität des Sprechens ist weitestgehend verstummt. Nicht einmal der Hinweis, dieses oder jenes Gremium – gemeint waren immer in erster Linie Laiengremien – spreche nur für sich, weil es nicht „repräsentativ“ sei, ist heute kaum noch öffentlich zu hören. Es mag sein, daß die Aufmerksamkeit gegenüber kirchlichen Stellungnahmen zu gesellschaftlichen, sittlichen, erzieherischen Fragen in der großen Öffentlichkeit sich weiter verringert hat; sei es, daß man kein lösendes oder erlösendes Wort erwartet; sei es, daß solche Stellungnahmen keine echte Herausforderung für die umgebende Gesellschaft sind. Aber mindestens werden kirchliche

Sprache auch in gesellschaftspolitischen Fragen sowohl von innen – beim Kirchenvolk – wie von außen – bei Parteien und Gesetzgeber – respektiert. Daß in diesem Felde zur gesellschaftlichen und staatlichen Seite hin immer wieder Konflikte auftreten, ist selbstverständlich. Innerkirchlich herrschte in zentralen Fragen – z. B. in der nach dem Schutz des Lebens – ein weitgehender Konsens. Und es scheint, daß Phänomene wie die Lefebvre-Bewegung dazu beigetragen haben, den Konsens auch in innerkirchlichen Fragen zu stärken. Kardinal Marty jedenfalls bekundete erst vor Wochen, noch nie sei in den letzten Jahren die Einmütigkeit des Klerus in seiner Pariser Diözese so groß gewesen wie in der Reaktion auf die Besetzung der Pariser Kirche Saint Nicolas durch Lefebvre-Anhänger. Es fehlt also in der Kirche heute keineswegs an Konsens; Konflikte kommen und gehen; Zerstrittenheit oder gar in die Breite wirksame und in die Tiefe gehende Spaltungstendenzen sind nicht ihr Kennzeichen.

Was Sorge macht, ist das Zudecken von Verkümmernungen

Was aber sein könnte, was jedenfalls mehr Anlaß zur Sorge gibt, sind fortwirkende Verkümmernungserscheinungen, die durchaus an den Nerv des kirchlichen Lebens rühren, die aber durch ein überzogenes Konfliktgerede oder durch eine überdimensionale Ausmalung des innerkirchlichen Spannungszustandes zugedeckt oder verdrängt werden oder die man gar mit dem weiteren Fortschreiten von institutional-sozialen Konsolidierungszeichen einfach für überwunden ansieht. Da alle Institutionen nicht anders als das menschliche Individuum, und die Kirche kann davon nicht ausgenommen werden, dazu neigen, nach Zeiten äußerer Bedrängnis und innerer Erschütterung nur das an Wandlung und Erneuerung zuzulassen, was für die Existenzsicherung der Institution selbst unbedingt vonnöten ist, könnte es leicht geschehen, daß die Kirche in einer nicht fernen Zukunft in einem sehr viel schlimmeren Zustand der Lähmung verfällt, als dies in vergangenen Jahren der Fall war. Deswegen möchte man wünschen, daß wir in naher Zukunft weniger Energie auf Konfliktabbau und innere Harmonisierung und schon gar nicht auf Konfliktunterdrückung verwenden, sondern daß, gerade weil die innerkirchliche Entwicklung selbst wieder in ruhigeren Bahnen verläuft, die Kirche sich seelsorgsstrategisch ganz den Problemen zuwendet, in denen sich die Zukunftschancen des Glaubens entscheiden. Und das hat nach wie vor auch mit der Dringlichkeit kirchlicher Reformen zu tun.

Es ist zunächst nicht zu übersehen, daß die Schrumpfung an Kirchlichkeit weitergeht; dabei kommt es nicht einmal so sehr darauf an, daß trotz da und dort wieder zunehmender Gottesdienstbesucherzahlen, die Zahl derer immer noch wächst, die zur Kirche, auch zu ihrem sakramentalen Leben auf Distanz gehen. Schrumpfung der Kirchlichkeit meint hier Rückgang an Religiosität im öffentlichen wie im privat-persönlichen Raum. Dabei gilt es einen Irrtum

auszuräumen, den die Religionssoziologie (bzw. Teile von ihr) längere Zeit verfochten hat und der immer wieder seine gutgläubigen Förderer findet: daß zwar der Einfluß der Kirchen und Religionsgemeinschaften auf die Öffentlichkeit zurückgehen, aber die Religiosität im privaten Bereich an Bedeutung gewinnen werde. Das Gegenteil trifft zu: jedenfalls im Blick auf kirchengeprägte Religiosität. Je weniger das öffentliche Leben durch religiös-kirchliche Tradition geprägt ist, um so mehr läßt die religiöse Bindung auch im privaten Bereich nach. Es ist eine religiös-soziale Erfahrungstatsache, daß persönliche private Religiosität, jedenfalls als soziales Phänomen, verkümmert, wenn der zusätzliche Anstoß „von außen“, durch religiöses Brauchtum, durch eine sozial gefestigte Praxis, durch sozial-akzeptierte kirchliche Normen ausfällt.

Dem widerspricht nicht, daß einzelne durch das Wegfallen sozialer Stützstrukturen die Chance zu einem stärker persönlichen, von eigener Überzeugung geprägten Glauben haben. Denn diese Chance wird auf Grund der sozialen Umstände eben immer eher die Ausnahme bleiben. Dem widerspricht auch nicht eine zweite Erfahrung: das Aufbrechen neuer religiöser Bedürfnisse als sog. frei flotterende Religiosität in diversen religiösen Subkulturen; denn eine sektiererische oder gar eine bindungslose Religiosität der reinen Beliebigkeit ist keine christliche Religiosität: Sie widerspricht nicht nur christlicher Universalität, sondern völlig dem christlichen Gebot der Weltverantwortung.

Wie sehr aber kirchliche Bindung, ja religiöse Praxis überhaupt gerade im persönlich-privaten Raum gefährdet ist, kann man daran sehen, daß in einem besorgniserregenden Ausmaß jetzt schon gerade die Stützen auszufallen oder morsch zu werden drohen, die am ehesten Garantie für die Stärkung einer persönlich verantworteten religiösen Praxis sein sollte: die Familie. Denn erstens ist die homogen religiöse, gar homogen katholische Familie nicht die Regel, eher die Ausnahme; zweitens werden die Familienbindungen insgesamt lockerer; die Sozialisation, auch die religiöse vollzieht sich weitgehend und zu einem früheren Zeitpunkt als in früheren Generationen außerhalb der Familien; drittens wendet sich teils auf Grund einer veränderten sozialen Position, teils auf Grund eines gewandelten Verständnisses ihrer geschlechtsspezifischen Rolle, die Frau stärker anderen, nicht religiösen Orientierungssystemen oder sozialen Leitideen zu. Damit bricht ein ganzes System religiöser Traditionsbildung zusammen.

Diese Entwicklung muß um so mehr zu denken geben, als solche Ausfälle in der Familie und gesamten Lebenskreis der Heranwachsenden durch keine anderen Hilfen religiöser Erziehung und Sozialisation (kirchliche Jugendarbeit, Religionsunterricht, Gottesdienst) ausgeglichen werden können, ja in diesen Bereichen selbst vieles verkümmert ist: In der Jugendarbeit setzt sich der Auftrag der religiösen Sozialisation nur noch schwer durch. Man billigt der Jugend zu, daß sie ein Recht hat, in erster Linie sich mit sich selbst, mit ihrer Lebenslage zu beschäftigen, aber wenn es nicht gelingt, diese Lebenslage für den vollen

Sinn, den der Glaube menschlicher Existenz gibt, aufzuschließen, bleibt nach religiös-anthropologischem Urteil jede noch so wohlgemeinte Theorie der Selbstverwirklichung eine dürftige Verpackung für eine von der Jugend nicht veränderte, sondern nur fortgeschriebene moderne, extrem selbstbezogene, bürgerlich-individualistische Subjektivität. Der Auftrag des Religionsunterrichts scheint alles in allem nicht viel überzeugender zu gelingen; Religionsunterricht als Versuch der Behandlung menschlicher und sozialer Grundprobleme mag gut sein; aber irgendwo muß auch sichtbar werden, was Gott, Offenbarung usw. für das Leben bedeuten, daß es sich lohnt, sich durch diese Fragen herausfordern zu lassen. Hier ist viel Boden verlorengegangen. Man gewinnt ihn nicht dadurch zurück, daß man jedes mißverständliche Wort aus Religionsbüchern streicht, sondern durch eine solide theologisch-religiöse Vorbereitung des Lehrers. Die Zugänge zum Gottesdienst werden – und das macht Ausfälle in anderen Bereichen noch prekärer –, wenn sie nicht emotional verschlossen sind, von vornherein oder schon im frühen Alter nicht mehr genutzt. Und selbst wo sie genutzt werden, bleibt der Gottesdienst, durch „private“ religiöse Bindung kaum gestützt, Randerscheinung des Lebens. Es wächst also eine Generation heran, die in der Breite der Bevölkerung dem Glaubensleben der Kirche noch sehr viel ferner stehen wird, als die gegenwärtig erziehende Generation ihrer Eltern ohnehin schon steht. Vermutlich ist es die erste Generation, die in großen Breiten ohne rechten oder mit nur sehr verkümmerten Kontakten zur Kirche, wenn nicht zu Glaubensfragen überhaupt, aufwächst. Das Hauptproblem der nächsten Zukunft wird also nicht einmal die immer wieder zitierte stille Abwendung der Enttäuschten, sondern das „Fernbleiben“ der Heranwachsenden sein.

Das eigentliche Beunruhigende könnte der Wunsch nach Ruhe sein

Angesichts dieser Situation verharrt die Kirche in einer eigentümlichen Sprachlosigkeit. Sie verhält sich in der

kirchlichen Praxis: in der Vermittlung kirchlicher Normen an den religiös sehr pluralistischen Zeitgenossen, in der Konzeption des Religionsunterrichtes, der Jugendarbeit, ja selbst in der sonntäglichen Predigt so, als ob es diese Situation gar nicht gäbe, als sei die Zukunft des Christentums in unseren Gesellschaften gar keine Situation auf Leben und Tod, sondern als könne in kleinerem Rahmen und gewissermaßen mit begrenzterem Anspruch alles so weitergehen wie bisher. Man ist offenbar froh, daß die innere Auseinandersetzung verebbt, hält das schon für eine Wiederherstellung des inneren und äußeren Gleichgewichts und ist ganz froh, daß man im Schatten der Auseinandersetzung um einige sektiererische Randgruppen mit Beruhigungsmitteln noch etwas nachhelfen kann. Indessen erweist sich als das gegenwärtig eigentliche Beunruhigende an der Kirche, daß man durch die geringer werdende religiöse Überzeugungskraft, die das weitere Absinken des Grundwasserspiegels an religiösem Wissen miteinschließt und den Lebensaustausch der Kirche mit der Gesamtgesellschaft in einem vermutlich bisher unvorstellbaren Ausmaße zusätzlich erschwert, nicht sehr viel stärker beunruhigt ist. Selbst die Predigt ergeht sich vielfach in allgemeinen mit viel Moral angereicherten Belehrungen, ohne daß damit der Mensch wirklich dort angesprochen wird, wo er in lebensentscheidenden sittlichen Entscheidungen steht. Indessen wäre die kirchliche Pastoral keineswegs ohne Chance, sie müßte nur die vielen Unsicherheiten und Hilflosigkeiten, in denen sich der an billiges (geistiges und materielles) Konsumieren gewöhnte Mensch bewegt, aufgreifen und auf den menschlich-religiösen Kern bringen. Es ist aber so, als ob die Kirche den Menschen gerade dort nicht anzufassen wagt, wo er religiös am meisten darbt: In seiner auch soziale Bindungen zerstörenden Ichverfallenheit, die das Gegenteil von Glück bedeutet, die aber ohne religiöse Bindung ganz augenscheinlich nur selten bewältigt werden kann. Was an innerkirchlichem Streit geblieben ist, verliert jedenfalls angesichts der religiösen Zeitsituation und des Zögerns der Kirche angesichts dieser Situation fast jede Bedeutung.

David A. Seber

Vorgänge

Können Christen Marxisten sein? Eine Antwort des französischen Episkopats

Am 6. Juli hat der Ständige Rat der Französischen Bischofskonferenz eine bemerkenswerte Dokumentation zum Thema Christentum und Marxismus vorgelegt. Obwohl die Stellungnahme

trotz sommerlicher Nachrichtenflaute zumindest in der nichtfranzösischen Presse wenig beachtet wurde, könnte sie, wenn schon nicht eine Kehrtwendung in der Beurteilung des Verhält-

nisses von Christentum und Marxismus in Theorie und Praxis signalisieren, so doch zu einem Markstein beim Versuch einer klareren Ortsbestimmung der Kirche Frankreichs angesichts stärker werdender Überlappungen und Symbiosen in verschiedenen Bereichen kirchlicher Tätigkeit und des katholischen französischen Ver-